

XV. Ein häßliches Kapitel.

Indem ich den Leser in diesem Kapitel mit Apotheker Heinrich, der Hauptfigur im gleichnamigen Roman von Hermann Heiberg, bekannt mache, verweise ich ihn auf die schon im Vorwort gemachte Bemerkung, daß es nicht immer das beste und bestgetroffene Spiegelbild eines Apothekers ist, mit dem wir uns in dieser Arbeit zu beschäftigen haben. Beim Lesen dieses Romans kann uns nur das Eine trösten, daß wir einen Apotheker, wie ihn der Held der Erzählung darstellt, vergebens in der Reihe der uns bekannten Kollegen suchen und auch wohl nimmer finden werden. Daß dem Verfasser je in seinem Leben ein so schurkenhaftes Subjekt aus Apothekerkreisen Modell gestanden, ist billig zu bezweifeln, wie denn auch Heiberg durch Ausdrücke wie Kadentisch zc., die bei dem apothekenkundigen Baumbach unmöglich, vielfach seine geringe Bekanntschaft mit der Pharmazie und ihren Gewohnheiten dokumentirt. Doch wenden wir uns gleich der Charakterschilderung des Apothekers Heinrich zu. Derselbe, ein rauher Junggeselle mit kühlem Herzen und noch kälterem Verstande, ist Besitzer der einträglichen Apotheke zu Cappel. Er hat ein Auge auf Dora, des Kreisphysikus Tochter, geworfen. Alles recht überlegend und schlau berechnend, weiß er bereits dem noch in Kinderschuhen steckenden Backfische, welchem von seiner Umgebung nur Schmeichelei und Bewunderung entgegengebracht wird, durch sein zum Theil überhebendes, zum Theil herablassendes Wesen zu imponiren. August, der Lehrling und Untergebene Heinrichs, ist ebenfalls, und zwar „zum Sterben“ verliebt in Dora und widmet ihr nach Schluß des Geschäftes in nächstlicher Stunde die rührendsten Verse.

In welcher Weise der Held unserer Erzählung und Dora mit einander harmoniren oder besser disharmoniren, zeigt uns gleich der Anfang unserer Geschichte.

Wir erzählen ihr nach:

„Guten Morgen, Herr Heinrich!“ sagte ein junges, hübsches Mädchen.

Herr Heinrich rieb gerade eifrig in einem Mörser, als er die bekannte Stimme hörte.

„Guten Morgen, Dora!“ — Dora ging noch in die Konfirmandenstunde, trug aber schon ein langes Kleid, hatte flotte, blonde Flechten und ein paar allerliebste, fröhliche, blaue Augen.

Sie war die Tochter des Arztes, der gegenüber wohnte, die Tochter des Physikus.

Herr Heinrich und ihr Papa hatten zusammen studirt.

Besteter war älter und besaß dies große Töchterchen, Herr Heinrich war Junggefelle geblieben, sogar ein rechter Junggefelle. Oft konnte man sich über ihn ärgern, wenn er so weise sprach, oder gar nicht antwortete und die Achseln zuckte.

„Für einen Schilling Salmiakspiritus, bitte!“ „Und eine Stange Lakritzenjast dazu“ — lachte Herr Heinrich.

Sie schmollte, immer noch behandelte er sie, als sei sie ein Backfisch.

Aber sie fand es doch richtig, seine gute Laune zu benutzen, und sagte übermüthig: „Wenn Sie mir etwas zugeben wollen, dann schenken Sie mir eine hübsche Schachtel.“ —

„Großes Kind!“ spöttelte Herr Heinrich, schüttelte den Kopf, sah ihr in die Augen und schob den Salmiakspiritus über den Ladentisch. Die Schachtel aber gab er nicht.

„Man kann hier aber in der Apotheke doch Schachteln kaufen?“ fragte Dora trotzig und zog ihr kleines Portemonnaie.

Herr Heinrich bemerkte, daß gerade ein einziger Schilling zwischen den blau seidnen Wänden der zierlichen Geldtasche saß.

„Ja!“ sagte er gleichgiltig gedehnt, als ob er nichts von ihrem Unmuth merke. Auch öffnete er eine große, tiefe Schublade (es fehlte ihr der Knopf, so daß Heinrich sie an den Seitenwänden fassen und herausziehen mußte) und nahm eine runde, rothbefleckte Schachtel heraus.

„Zwei Schilling,“ sagte er.

„Haben Sie keine für einen Schilling?“

„Nein, zu einem Schilling ist die Sorte gerade ausgegangen. Nimm nur diese, Dora, Du hast Kredit“ — und dabei lachte er wieder.

Da schoß ihr das Blut ins Gesicht, sie warf den Kopf trotzig in den Nacken, ergriff ihren Salmiakspiritus, rief: „Sie möchten es anschreiben“ — und rannte mit flatternden Flechten davon.

Herr Heinrich nahm die große Schachtel und wollte sie wieder fortlegen, besann sich aber und rief den Lehrling.

Dann griff er in die Tadenkaffe, nahm etwas Kleingeld heraus und sagte: „Hol' mal für 4 Schilling von den echten englischen Bonbons von Kaufmann Thomsen und laß' sie Dir in diese Schachtel packen. — Wart', August!“ —

Damit nahm er eine Feder und schrieb auf das weiße Deckelschild: „Fräulein Dora Paulsen. Jede 10 Minuten einen zur Abkühlung. Mit freundlichem Gruß von Heinrich.“

Nach kurzer Zeit kam August zurück, legte die Schachtel auf den Tadentisch und sagte: „Fräulein Dora ließe sich bedanken, sie brauche nichts zur Abkühlung.“

Herr Heinrich schüttete gerade das letzte von 12 bestellten Pulvern in ein weißes Papier, kniff es an den Seiten ein und schob die beiden Enden in einander. In dieser Arbeit ließ er sich auch nicht stören, während der Lehrling berichtete. Dann aber legte er die Schachtel bei Seite und sagte:

„Es ist gut.“ Er lachte, aber er lachte etwas gezwungen.

August sah ihn von der Seite an. Es schien, als ob er eben nicht viel denke, aber er dachte doch allerlei.

Und August lachte auch, aber wiederum auf seine Art, nämlich etwas hämisch.

An diesem Abend verbricht August sein erstes Poem. Es lautet:

„Schon ist es spät, fast zwölf ist die hora,
Ich sitze ernst und stumm und denke noch an Dora.
Es pfeift der Wind, es flackert in dem Ofen,
Und wie die Flamme dort, so schwindet auch mein Hoffen.“

Halt still, mein Herz! Doch mußt vor Gram Du brechen,
Dann soll mein Mund zuletzt noch ihren Namen sprechen!"

Als nun Herr Heinrich einige Tage später einer Einladung beim Physikus zum Thee folgt, streift ihn Dora auf dem Flur, ohne ihm einen guten Abend zu bieten.

"Guten Abend, Dora!" sagte der Gast noch einmal und schob den Rock über den Kleiderhaken, statt ihn aufzuhängen, da er zu seinem Unmuth bemerkte, daß die Dese abgerissen war.

"Ich bot Dir schon einmal guten Abend, aber Du antwortest nicht."

"Nur zur Abkühlung, Herr Heinrich!" rief Dora und verschwand in der gegenüberliegenden Küche. Herr Heinrich schmunzelte. —

Wir lassen das Abendessen mit seinen gleichgültigen Gesprächen und Komplimenten, wie sie uns in der Regel ein derartiger Abend bietet, vorübergehen und finden Apotheker Heinrich später im Gespräch mit Frau Paulsen, der Mutter Doras, wieder.

"Die Dora wird hübsch", sagte Herr Heinrich nach Tisch zu der Frau Doktor. Ein Lob aus seinem Munde war ein förmliches Ereigniß, denn der reiche Apotheker war ebenso lobkarg wie spottfüchtig; das sind nun einmal Eigenschaften, die selten ihre Wirkung verfehlen, weil die Spottsucht Furcht einflößt, und der Besitz von Glücksgütern, selbst bei der größten Ausichtslosigkeit eines Mitgenusses, einen allmächtigen Zauber ausübt.

"Finden Sie?" erwiderte Frau Paulsen geschmeichelt.
"Ja, ja, wenn sie nur etwas weniger empfindlich und eigenköpfig sein wollte! Es ist ein schwer zu behandelndes Kind. Sie glauben gar nicht, wie viel ich zu predigen habe."

Jetzt kam Dora, — immer Dora — und bot Cigarren an.

"Wollen wir uns wieder vertragen?" fragte Herr Heinrich.

"Ich lege keinen Werth darauf" entgegnete Dora und eilte mit der Kiste weiter.

Auch in diesem Falle würde August ein Gedicht gemacht haben, etwa mit der Ueberschrift: "Der süße Trozkopf".

Als Herr Heinrich nach Hause gekommen war, saß er, gerade wie August, noch eine Weile in seinem Sopha und grübelte. Ja, er glich August auf ein Haar, denn auch seine Gedanken

beschäftigten sich mit Dora. Und plötzlich ertappte er sich dabei und rief halblaut:

„Wie ist es möglich! Ein Kind!“ Aber nach der Art und Denkweise behäbiger Junggesellen hatte er Zeit. Er konnte warten. Heute war er zweiundvierzig, in vier Jahren sechsundvierzig. War denn das kein Alter mehr zum Heirathen, freilich; aber Dora würde in vier Jahren höchstens zwanzig sein. Wurden denn Ehen geschlossen, in denen die Frau 20 Jahre alt war? Gewiß, nur allzu häufig! Und heirathete nie ein Vierziger — Herr Heinrich sagte nicht ein guter Vierziger — ein Mädchen von 20 Jahren? Gewiß! Der Mann sollte eigentlich immer doppelt so alt sein, hatte einmal eine erfahrene Dame gesagt.

Herr Heinrich dachte sich schließlich so lebhaft in die Sache hinein, daß er seine Ueberlegung zum Beschluß erhob: Dora sollte seine Frau werden, natürlich in ein paar Jährchen.

Und einige Zimmer weiter saß August und richtete seine Gedanken auch auf Dora. Er hatte eben die Pfeife ausgehen lassen, weil er des Prinzipals Schritte auf der Treppe hörte, und sogar schnell das Fenster geöffnet und mit dem Schnupftuch den Rauch hinausgeweht. Er steckte sie aber wieder an, weil dann das Dichten besser gelang. Sein heutiges Poem hieß: „So jung noch.“ — Er behandelte die zwischen ihm und Dora ebenfalls im 20. Jahre geschlossene Ehe. Sie waren so glücklich, sie liebte ihn so eiferfüchtig-zärtlich, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Nur eines fehlte, — — — Kinder! — Er machte nun ein Gedicht mit der Ueberschrift: „Und doch fehlt etwas unserm Glück“. Einer dieser Verse hielt eine schöne Mitte zwischen Idealismus und Realismus. Er lautete:

„Sie schaut mich an, ihr Auge lacht,
Den Fidibus brennt an sie sacht.
Ich nehm' die Pfeif', — sie sitzt und näht,
Ich seh', wie ihr das Händchen geht.
So still ist's und so traut im Haus.
Nie ohne mich geht Dora aus,
Säumt Küchentücher Stück für Stück,
Und doch fehlt etwas unserm Glück!“

Und an diesem Abend nun entwirft auch August kurz vorm Einschlafen zum ersten Male einen regelrechten Plan, Doras Herz zu gewinnen.

Weshalb war er so zaghaft? grübelte dieser verliebte Discipulus. War er nicht ebenbürtig? Winkte ihm nicht einmal ein Vermögen, wenn seine Tante starb? Freilich, sie war noch nicht sehr alt, konnte sich auch zum zweiten Male verheirathen, aber etwas, — und das war bei ihrem Vermögen schon sehr viel — würde sie ihm schon vermachen. Vielleicht gab sie ihm ein Theil ihres Vermögens in's Geschäft? Er würde eine Apotheke kaufen. Vielleicht die seines Prinzipals? Wie die Menschen die Köpfe zusammenstecken würden, wenn er Besitzer wäre und Dora seine Frau. Gut, aber erst mußte der Anfang gemacht werden! Doras Liebe mußte er gewinnen! Er dachte sich das weiter aus, das erste Rendez-vous, — Prinzipal, — Entdeckung, — Mannhaftigkeit, — Jugendstreiche, — Unsinn, — ewige Treue, — Flucht, — und dann? Ja dann ging's von vorn an mit neuen Plänen, — bis — er einschlief.

Auch Herr Heinrich hatte sich auf die andere Seite gelegt und war dem allbezwingenden Gotte unterlegen. Beide Liebhaber schlummerten, draußen stand der Mond und lachte über's ganze Gesicht. —

Endlich war für Dora der Tag der Konfirmation gekommen. Das Großartigste bei der Feier war das Geschenk von Herrn Heinrich. Er hatte ein goldenes Halsband geschickt („kostet gewiß fünfzig Thaler Courant, Mann“, hatte Doras Mutter gesagt), welches Alles überbot, was man bisher in Cappeln gesehen hatte.

Aller Groll war vergessen, als der Geber Nachmittags zum Gratuliren erschien.

„Vielen, vielen Dank“ — sagte Dora, reichte Herrn Heinrich die Hand und sah ihn mit ihren treuen Augen an: „Es ist zu schön, viel zu schön!“

„Wenn es Ihnen nur gefällt, Fräulein Dora,“ — erwiderte er freundlich und nickte, — „dann ist der Zweck erreicht.“ Er sagte ganz ernsthaft „Sie“. Das rührte Dora so sehr, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und von einem plötzlichen, hochherzigen Entschluß getrieben, rief sie: „Bitte, nennen Sie

mich auch ferner „Du“, das „Sie“ klingt so fremd.“ — „Nein, Fräulein Dora, nun haben Sie die Kinderschuhe ausgezogen, nun gehört es sich so“, erwiderte er. — Er war heute so nett, gar nicht spöttisch, gar nicht so von oben herab, sondern zuthunlich und freundlich. Als sie Abends beim Punsch saßen, und Herr Heinrich Doras Wohl ausbrachte, übermannte sie ihr demüthiges und dankbares Herz so sehr, daß sie bei dem Apfelsinengang aufstand, an seinen Platz ging und ihm zuflüsterte: „Nun wollen wir Schmollis trinken, Herr Heinrich, das heißt, Sie sagen wie früher wieder „Du“.“

„Na, wir wollen's nochmal in Ruhe überlegen, liebe Dora“, erwiderte er, und nickte ihr gnädig-zerstreut zu. Da stieg wieder das alte Gefühl in ihr auf. Das war dieser unausstehlich herablassende Ton; sie bereute, daß sie ihm entgegengekommen war, und trat verlegen und in zorniger Beschämung zurück. Ja, auf einmal kam sie sich wieder wie ein Kind vor, und fast war ihre gute Laune dahin.

Als die Gäste Abschied nahmen, reichte Herr Heinrich Dora die Hand, hielt sie fest und sagte zu ihrer Ueberraschung: „Ich weiß es, liebes Fräulein Dora, daß Sie mir vorher zürnten. Ich meinte es aber gut. Es ist wirklich besser, daß es so bleibt, glauben Sie es mir. Nun sind Sie nicht mehr böse, wie?“ Sie schüttelte den Kopf. Sie war schon wieder ganz besiegt. Wie er doch ihre Gedanken errieth!

„Gute Nacht, liebe Dora.“ (Das Fräulein ließ er weg!) „Nun nochmals alles Glück im neuen Lebensabschnitt und gute Freundschaft!“ — Da schlug sie herzlich ein. Ach, er war doch zu nett, — wenn er wollte.

Als Herr Heinrich das Licht löschte und sich auf die rechte Seite drehte, — pfui, wie der Docht noch glimmte; er drückte ihn mit angefeuchteten Fingern vollends aus und verbrannte sich trotz dieser Vorsicht ein wenig Zeigefinger und Daumen — hatte August nach dem Kirchgang die letzte Strophe des Gedichts: „Wie ich im Gotteshaus sie sah“ — vollendet. Der letzte Vers war eine einzige, in Tinte verwandelte Schmerzens Thräne. Er lautete:

„Und dann vorbei! Die Orgel fluthet über,
Es treibt der Schmerz die Thräne mir empor.
Du weißt es nicht, doch keiner hat Dich lieber,
Als der jetzt weinend neigt das Ohr!“

Eigentlich hätte August lieber die Wimper gesenkt, oder das schwermüthige Haupt weinend geneigt, aber das Ohr beim Orgelspielen weinend neigen, hatte entschieden etwas Dichterisches, ganz abgesehen von der Zufälligkeit des passenden Reimes. Noch einmal las August das fünfzehn Verse umfassende Gedicht mit erhobener Stimme sich vor. — Bei der letzten Strophe rührte ihn seine eigene Poesie so sehr, daß er Thränen unter den Wimpern fühlte. Da er gerade nichts anderes zur Hand hatte, wischte er sich mit dem umgekehrten Zeigefinger durch's Auge und flüsterte: „O, meine Dora, meine Dora! wie quälst Du mich!“

In diesem Augenblick ertönte die Nachtklingel. Da August dem Gehülfen, dessen Tag heute war, den Dienst abgenommen hatte, mußte er gehorchen. Er erhob sich rasch und eilte brummend, aber geräuschlos, in seinen Morgenschuhen die knarrende Treppe hinab.

Eines Tages hatte auch August „seiner“ Dora verrathen müssen, daß er dichte und nach vielem Zögern derselben versprochen, ihr sein Poesiealbum auf einige Zeit zur Ansicht zu überlassen.

Es fügte sich, daß Herr Heinrich drüben zum Thee eingeladen war. Nach dem Abendessen begab man sich in ein an die Wohngemächer stoßendes Gartenzimmer, in welchem die Familie sich häufig aufhielt, wenn das Wetter es erlaubte.

Die beiden Damen waren mit einer Arbeit beschäftigt, der Physikus hatte Herrn Heinrich eine Pfeife überreicht, obgleich derselbe auch heute die üblichen Einwendungen mit Rücksicht auf die Damen erhoben hatte, bei denen er sich nichts dachte. Meistens nahm Doras Mutter das Wort und Herr Heinrich antwortete. So war's auch heut. Dora fand, daß der Apotheker wieder seinen ganz unausstehlichen Tag habe.

„Ihr Gehülfe scheint mir ein recht netter Mensch zu sein, Herr Heinrich.“

„Na ja, es geht wohl“ — erwiderte der Angeredete nicht eben sehr beifällig.

„Wie? Sie sind nicht mit ihm zufrieden? Sieh, das hätte ich nun nicht geglaubt, er hat so etwas Artiges in seinem Wesen, grüßt immer sehr höflich, und ist ein angenehmer, aufmerksamer Verkäufer.“

„Der Behrling ist viel aufmerksamer,“ platzte Dora etwas unbesonnen heraus, da sie es nicht erwarten konnte, das Gespräch auf August zu lenken.

Es trat eine Pause ein, Herr Heinrich schwieg, seiner unberechenbaren Art entsprechend gänzlich, bis die Frau Doktorin das Wort nahm und sagte: „August wird nun wohl auch bald Gehülfe, Herr Heinrich?“ worauf der Befragte mit dem Kopf nickte und kurz erwiderte: „Nächste Ostern.“

„Ist der eigentlich befähigt?“ fragte der Physikus und stieß so mächtige Rauchwolken von sich, daß die Damen für Augenblicke hinter einem dichten Nebel verschwanden.

„Ja, befähigt ist er schon, aber der Bengel (Bengel sagte Herr Heinrich) hat leider immer so viele Dummheiten im Kopf. Jetzt scheint er einmal wieder verliebt zu sein.“ — Doras Herz pochte, sie bückte sich tiefer auf die Arbeit, damit man das in ihre Wange schießende Blut nicht bemerke, ja es pochte, obgleich diese Kritik Augusts Ansehen bei ihr einen Stoß versetzte. — „Und die Folge davon ist, daß er die tollsten Verwirrungen anrichtet. — Neulich hat er der Schneiderin Mile Kuhlmann statt einer Borlösung Bittersalz geschickt. — Und dem Gutsbesitzer Ohmsen hat er statt einer unschuldigen aqua destillata-Mischung mit Himbeer ein Brechmittel verabreicht. Wenn der Physikus von dieser Geschichte hört“ — hier wandte sich Heinrich ironisch lächelnd zu dem Gastgeber, — „wird er mir die Apotheke schließen.“

Der Physikus schmunzelte selbstbewußt, aber sagte dann doch zu Doras Schrecken in einem ernsten Tone: „Bester Heinrich, lassen Sie nur keine folgenschweren Verwechslungen vorkommen. Wir gerathen sonst Beide in des Teufels Küche —“

„Nein, nein! sorgen Sie nicht, lieber Freund, ich habe ihm, durch eine Ohrfeige unterstützt, vorgestern gehörig die Leviten gelesen.“

Ein Mann, der Gedichte machte, erhielt Ohrfeigen! Dora zitterte vor Scham und Entrüstung.

„Es regnete doch vorgestern Nachmittag so stark!“ — fuhr Herr Heinrich fort. „Ich war gerade oben in meiner Wohnung und eilte in mein Schlafgemach, um die Fenster zu schließen, und dann auch in das Zimmer von August. Da sehe ich auf seinem Tisch mehrere von seiner Hand geschriebene Hefte liegen und freute mich schon, daß er meine Ermahnungen, sich wissenschaftlich zu beschäftigen, befolgt hat. Als ich aber hineinguckte, finde ich Gedichte!“ Doras Herz zuckte.

„Gedichte?“ schaltete die Frau Doktorin spöttisch ein.

„Ja, Liebesgedichte! scheinbar immer an ein und dieselbe Person gerichtet. Und das ungewaschenste Zeug, das man sich denken kann, dabei zierlich abgeschrieben und offenbar zum Druck vorbereitet.“

„Wie heißt denn seine Dulcinea von Toboso?“ fragte der Physikus lächelnd.

„Das hüllt sich in ein mystisches Dunkel, es ist meistens nur ein großes D. hingemalt.“

„Ein großes D.?“

Dora erbehte. — „An D.?“ warf die Doktorin dazwischen, sann nach und schüttelte den Kopf.

„Wer mag das sein?“

„Die Angefungene scheint auswärts zu weilen, vielleicht in seiner Heimath. Ich habe übrigens diese Dummheit gegen ihn nicht berührt, ich möchte nicht als Späher erscheinen; aber als er mir an demselben Tage die Verwirrung angerichtet hatte, schwang ich meine starke Hand.“

„Wie nahm er denn diese starke Hand auf?“ fragte der Physikus.

„Nun, Sie können sich wohl denken! Er sprach mit vieler Würde von einer Berechtigung, ihn mündlich zu tadeln, aber —“

„Nicht handlich?“ fiel der Physikus lachend abermals ein. „Na, sehr hart war es auch. Es ist doch schon ein erwachsener Mensch.“

„Nein, nein! Es lief mir die Galle über! Statt an seine Pflichten zu denken, Pflichten, deren Vernachlässigung gerade in

unserem Geschäft schwere, ja gefahrvolle Folgen haben kann, füllt der Mensch seinen Kopf mit solchen Thorheiten an. Du lieber Gott! Gedichte! Ich habe nie auf die empfindsamen Naturen etwas gehalten, es werden, kommt die Zeit, nur schlechte Gesellen daraus! sagt Goethe, und er hat, wie immer, Recht."

Und damit war das Gespräch beendet.

Als Dora zur Ruhe ging, überlegte sie die Ereignisse des Tages und kam zu dem Entschluß, August mitzutheilen, sie sei nicht in der Lage, seine Gedichte anzunehmen. — Sie wollte sich auch vor Herrn Heinrich nicht lächerlich machen. Wenn etwas entdeckt würde, sah sie schon seine unausstehliche Miene und hörte ihn über diese Kindereien spötteln! Denn so oft und so viel sie sich auch gesträubt hatte, die scheue Ehrfurcht vor Herrn Heinrich saß einmal fest in ihrem Innern. Er war doch so ganz anders als die Uebrigen! Ein Lob von ihm wog Alles auf, was für sie Werth hatte. Aber ach, wie selten lobte er! Für ihr Leben gern würde sie einmal ein Urtheil über sich selbst aus seinem Munde vernommen haben! Ob er sie wohl noch für einen Backfisch, für ein großes Kind erklärte? —

Eine Scene zwischen dem Gehülfen und August, wie sie auch heute noch durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten in der Apotheke gerechnet werden darf, finden wir im 3. Kapitel des Buches eingeflochten. Dort heißt es:

"Da an einem schönen Nachmittag hörte er (August) lautes Schwätzen und Lachen auf der Gasse und sah in der geöffneten Thür des Paulsen'schen Hauses eine Anzahl Personen, die sich zu einer Landparthie rüsteten.

Es ging zum Rußpflücken; einige der Herren und Damen hatten leinene Beutel in der Hand; auch Heinrich war dabei. Als sich die Gesellschaft in Bewegung setzte, hing sich Dora lachend an des Apothekers Arm. Und dazu machte dieser ein gnädig-freundliches Gesicht. Das gewisse mitleidige, herablassende Lächeln umspielte seinen Mund! O, wie er den Kerl haßte! (Kerl sagte August, alle Achtung vor dem Vorgesetzten aus den Augen lassend.) Ein Wesen, wie Dora, umschmeichelte ihn, und „Majestät“ nahm das hin, als ob's sich ganz von selbst verstehe!"

„Wie der alte Geck sich ziert,“ sagte er zu dem Gehülfen,

den er herbeigewinkt hatte. — „Er macht sich vor der ganzen Stadt lächerlich.“

Bei dem Angeredeten war es nicht immer ganz sicher, wie er derartige Bemerkungen aufnahm. Er gehörte zu den Unberechenbaren. Meistens war er ganz kameradschaftlich mit August, bisweilen kehrte er aber auch den stellvertretenden Prinzipal heraus. Heute überkam Schuby — so hieß er — die Laune, sich auf einen erhabenen Standpunkt zu stellen, und er erwiderte strenge:

„Wen meinen Sie mit dem alten Geck?“

O weh, das war fatal! Aber August befand sich in einer Stimmung, wo ihm Alles gleich war, und er sagte:

„Wen ich meine? Nun natürlich unsern Alten!“

„Bleiben Sie lieber bei Ihren Pillen, das ist schon besser, als solche Bemerkungen zu machen, Semmler!“

Schuby nannte, sobald er seinen Erhabenen herauskehrte, August: Semmler, wenn er ihn um Gefälligkeiten ersuchte oder guter Laune war, aber beim Vornamen.

„Na, spielen Sie sich nur nicht auf, Schuby,“ gab August gereizt zurück, schlug den weißen Bindfaden um das Bäckchenpapier und die Jakobinermütze der Medizinflasche, als ob er ihr den Hals abdrehen wolle, und warf die Scheere, mit der er abgeschnitten hatte, wie einen Wurfspeer auf den Ladentisch.

„Ich werde Ihr ungehöriges Benehmen dem Prinzipal melden,“ rief Schuby wüthend und stieß eine eben hervorgeholte Flasche so heftig auf die Marmorplatte des Rezeptirtisches, daß sie zersprang. Als er sich bückte, um die Scherben aufzuheben, fuhr ihm ein Glassplitter in die Finger, und das brachte ihn derartig auf, daß er nun in den übertriebensten Ausdrücken seinem Zorne gegen August Luft machte.

„Es wird Zeit, daß Sie mal gründlich durch den Busch gezogen werden, Semmler! Na, ich werde Herrn Heinrichs Gesicht sehen, wenn ich ihm erzähle, in welchen Ausdrücken Sie über ihn gesprochen haben! Er wird Ihnen gehörig den Laufpaß geben, das unterliegt keinem Zweifel, und verdient haben Sie es schon lange, denn Sie sind ja überhaupt zu nichts zu gebrauchen.“

Als er während dieses Ausbruches an die Schublade ging, in der sich das englische Pflaster befand, und hier in Folge der jüngsten Anforderungen von Dora Alles wie Kraut und Rüben durcheinanderliegend fand, auch aus dem verletzten Finger ein Blutstropfen sich löste und den Rand besleckte, schlug er in erhöhter Wuth den Kasten zu und rief:

„Zum Donnerwetter, was ist das hier wieder für eine Unordnung! Marsch, aus der Apotheke hinaus, Sie nichtsnutziger Flegel!“ —

Schubye war immer in Geldverlegenheit und August, der schon für die künftige Ehe mit Dora zurücklegte, hatte immer Sparschillinge. Die Folge war gewesen, daß der Gehülfe den Lehrling oft um Geld angegangen war, und erst neuerdings hatte August im „Geheimbuch“ Schubye mit dreißig Mark neuer Anleihe und einer Mark Saldorest von der letzten belastet. Als nun Schubye solche Worte sprach, bäumte sich Alles in August auf, und die Porzellanschale, in der er just rieb, bei Seite schiebend, rief er:

„Sie haben hier überhaupt nichts zu befehlen, Herr Schubye, aber ich werde trotzdem gehen, weil ich mich nicht noch größeren Insulten aussetzen will. Wenn ich aber, worauf ich gefaßt bin (August war durchaus nicht darauf gefaßt), morgen das Haus in Folge Ihrer Angeberei verlassen sollte, möchte ich gern eine gewisse Angelegenheit geordnet sehen und bitte Sie schon jetzt, mir die geliehenen einunddreißig Mark zurückzuzahlen, welche Sie die große Freundlichkeit hatten mir abzupumpen.“

Da ist es die Zeit für Herrn Schubye, langsam den Rückzug anzutreten und schließlich klein beizugeben. Haben doch Geldansprüche und Geldverpflichtungen schon andere wunderbare Wandlungen unter den Menschen hervorgebracht. —

Während obiger Scene kletterte die Gesellschaft, auf welche August mit so schwermüthigem Meide hingesehen, auf die Wälle und plünderte die Nußbäume.

Herr Heinrich, schildert Heiberg weiter, stand namentlich solchem jugendlichen Beginnen fern, und ein Heraustrreten aus seinem bedächtigen Wesen und ein Abstreifen der steten Fronie, die um seine Lippen schwebte, schien so unmöglich, daß Alle

nicht wenig erstaunt waren, als er sich von Dora unter den Arm nehmen ließ, an den Wällen entlang ging, den Oberkörper emporreckte und wirklich die Zweige zum Pflücken herabbog.

Herr Heinrich und Dora verirrtten sich beim Umschauen nach reicher müheloser Ernte allmählich in eine Ecke des großen Biercks, und hier in dem einsamsten Winkel, schien die Wirkung der Sonne oder des Schattens Alles verschwenderisch gezeitigt zu haben.

„Sehen Sie, Herr Heinrich, welche Nußbüschel! Bitte, helfen Sie mir, ich klettere hinauf.“

Er sollte sie stützen und zögerte. Er zögerte aus Bequemlichkeit, nahm aber als Vorwand, daß er schon seit Jahren wegen einer Halsreizung keine Nüsse mehr äße, und warf mürrisch hin, daß das Nußpflücken überhaupt Nebensache, der Gang ins Freie, in die Natur, der eigentliche Zweck des heutigen Tages sei. Aber als sie mit ihren gerötheten Wangen, mit ihrer frischen, jugendlichen Schönheit vor ihm stand, als ihr reiner Athem ihn berührte, und der Zauber ihres Wesens auf ihn eindrang, erfaßte ihn plötzlich selbst der Drang, ihre Gestalt zu umfassen und ihrem Wunsche zu willfahren.

Und schon stand sie mit ihrem Füßchen zwischen dem Geröll und den dichtgedrängten Baumsträuchen, schon erfaßten ihre Hände einige scheinbar stärkere Zweige, als der eine brach, sie das kaum gewonnene Gleichgewicht verlor und plötzlich in seine Arme zurückfiel.

Herr Heinrich war mit Dora allein, wie in einer völlig abgeschlossenen Welt. Und da ergriff es den Mann, den die Besonnenheit und Ueberlegung sonst nie verließ. Er senkte den Kopf tiefer, drückte seine Wange auf Doras heißes Gesicht und hielt sie einen Augenblick fest umschlungen.

Ein glühender Strom jagte durch des Kindes Körper, sie fühlte, wie Ueberraschung und Scham unter ihren Wangen aufloderten, und mit demselben sittlichen Instinkt, der schon das Kindchen in den ersten Altersjahren durchdringt und es lehrt, nichts zu thun, was es nicht an den Erwachsenen beobachtet hat, bog sie den Kopf in den Nacken und verharrte in dieser Stellung.

„Kind!“ sagte Herr Heinrich, seine Fassung bei ihrem Wider-

stand zurückgewinnend, und seine Leidenschaft unter jener alten Maske verbergend, durch die er jederzeit zu täuschen verstand, „Kind, was machen Sie denn?“ und er ließ die Webende gleich willig aus seinen Armen gleiten.

Einen Augenblick stutzte sie in ihrer Unerfahrenheit, aber ihr keusches Denken überwog das Mißtrauen, und deshalb vergaß sie Alles, was noch eben schreckhaft durch ihre Glieder gejagt war. Nichts blieb zurück als die Empörung, daß sie — noch immer in seinen Augen ein Kind war. Und als er gar, da sie nun mit dem Fuße stampfte und ihren Unmuth deutlich zu erkennen gab, in seiner überlegenen Weise pharisäisch hinzufügte:

„Nun, nun, beruhigen Sie sich, Dora, Sie haben sich ja nicht weh gethan, und im Uebrigen sind das nun einmal die Folgen solcher kleinen Kindereien, die muß man mit hinnehmen, — da platzte sie zornig heraus:

„Ach, das war es ja gar nicht“ — ergriff ihren Kußbeutel und rannte schnurstracks davon.

Als Herr Heinrich langsam und bedächtig folgte, flüsterte er:

„Heute steht's fest, sie muß meine Frau werden, — bald — bald.“ Er brannte sich an dem Rest seiner Zigarre, die er trotz dieses Zwischenfalles nicht hatte ausgehen lassen, eine neue an und ging als das Muster eines Biedermannes an den Platz zurück, an dem die Eltern schwatzend zusammenhockten.“

Im nächsten Kapitel spielt sich abermals eine Zankscene zwischen Gehülfen und Lehrling ab. Den Gehülfen treibt die Neugierde, des Lehrlings Gedichte zu durchblättern. In diesem Augenblick tritt August ins Komtoir zurück und sieht, nach welchen Vorschriften der Delikatesse Schubye zu handeln für gut befunden hat.

„Das ist unverschämt!“ fuhr er wüthend auf, riß Schubye die Blätter aus der Hand und stand, blaß vor Zorn, neben dem Gehülfen.

„Semmler, hüten Sie sich!“ rief dieser ebenso erregt und trotzte gegen den Lehrling auf. „Welchen Ton erlauben Sie sich! Schon neulich mußte ich Ihnen“ —

„Ach was, Ton! Ich wiederhole, es ist eine Unverschäm-

heit, eine des Gebildeten unwürdige Indiskretion, sich an fremder Leute Papieren zu vergreifen "

"Fremde Leute!? Als ob Sie überhaupt in der Schöpfung mitzählten. Sie sind Lehrling, ich bin Ihr Vorgesetzter, und Sie haben den Schnabel zu halten."

"Schnabel", rief August. "Ich habe keinen Schnabel. Ich habe das normale Gesicht eines Menschen. Sie aber stecken Ihre Bisage in Alles hinein, was Sie nichts angeht" —

August wußte in seiner Erregung nicht mehr, was er sprach, und eine klatschende Ohrfeige fiel auf seine Wange.

Aber in demselben Moment schlug auch Augusts Faust dem Angreifer ans Auge, so stark ans Auge, daß Schubye unter lautem Aufschrei zurückwich und von Schmerz und Zorn überwältigt, mehr schreiend als sprechend, dem Lehrling zurief: "Hinaus, infamer Flegel, niederträchtiger Nichtsnutz! Dieser Schlag aber soll Ihnen theuer zu stehen kommen! Entweder verlassen Sie morgen die Apotheke oder ich! Das wird zur Wahrheit, so sicher wie ich Schubye heiße."

Und so wurde es nach diesem außerordentlichen Zwischenfall auch in der That. August, dessen Lehrzeit ohnehin in wenigen Wochen abgelaufen war, erlangte nur nach grausamen Demüthigungen ein einigermaßen glimpfliches Zeugniß, schrieb nach Hause, packte seinen Koffer, schickte das von Schubye gelesene Gedicht ohne Unterschrift an Dora, und verabschiedete sich aus dem Städtchen, in dem er seine Liebe und Hoffnung zurückließ.

Schubye triumphirte, obgleich ihm bis zum Wiedereintritt und bis zur Anlernung eines neuen Lehrlings viel Arbeit erwuchs.

Und nun schließt das 4. Kapitel mit einer eigenthümlichen, wiederum häßlichen Scene, an welchen ja in diesem Buche kein Mangel ist.

Drei Wochen nach Augusts Abgang legte Schubye die der Kasse entliehene, dem Fortgegangenen ausgehändigte Summe von einunddreißig Mark an ihren Platz zurück. —

"Wer hat denn heute so große Tageseinkäufe gemacht?" fragte Herr Heinrich, als er abends den Schlüssel abzog und sich über den erheblichen Kassenbestand wunderte.

„Der Dr. Schmidt aus Heinsdorf war hier und kaufte Verschiedenes.“

„Was Kuckuck! Dr. Schmidt? Der bezieht ja sonst immer aus der Bären-Apotheke!“

Schubye hatte die sonst bedeutungslose Frage in seinem Schuldbewußtsein überrumpelt. Seine Antwort war eine Lüge, deren Ungeschicklichkeit ihm erst auf die Seele fiel, als es zu spät war. Er vermochte deshalb auch etwas Besonderes nicht mehr zu sagen, zuckte nur die Achseln und schwieg.

Herr Heinrich aber schüttelte den Kopf und verließ mit einem: „Das ist ja seltsam!“ die Apotheke.

Es vergeht einige Zeit und wieder zeigt sich uns der kühl berechnende Charakter Heinrichs in einem Gespräche mit Frau Paulsen, welche er auf der Straße trifft und der er mittheilt, daß er eine Erbschaft von 30 000 Thalern erhoben habe.

Als die Frau Kreisphysikus meint, nun müßte Herr Heinrich aber auch ans Heirathen denken, erwidert letzterer:

„Ich bin zu alt, verehrte Freundin! Wer würde einen Junggesellen wie mich zum Manne nehmen?“

„Sie wollen doch nur etwas Angenehmes hören, lieber Heinrich! Ein Mann wie Sie darf bloß die Finger ausstrecken.“

„Ja, die ältere Schaar der Unvermählten wird sich nach einigem Besinnen vielleicht entschließen, aber die Jugend will Jugend!“

„Der Mann muß ein erhebliches Theil älter als die Frau sein! Das werden die glücklichsten Ehen.“

„Nennen Sie mir — ernsthaft gesprochen — eine passende Parthie.“ —

Frau Paulsen hätte keine Frau sein müssen, wenn sie auf dieses Gespräch nicht bereitwillig eingegangen wäre.

„Da ist die Tochter des Bürgermeisters.“

„Mopsgezicht!“ — sagte der Apotheker.

Frau Paulsen lachte. „Na, na, sie ist wirklich so übel nicht. Tüchtig, brav, wohlhabend —“

„Liebe Freundin! Tüchtig, brav, wohlhabend! Das ist es nicht. Ich brauche eine frische, lebenslustige, junge Frau, die mir die aufsteigenden Grillen zu vertreiben versteht.“

„Fräulein von Tapp? Auch ein nettes junges Mädchen.“

„Wohin denken Sie? Zimperlich, hochmüthig und beschränkt.“ —

„Aber lieber Heinrich! Beschränkt? Und was den Hochmuth anbelangt, worauf?“

„Ja, ich möchte es auch wohl wissen. Nein, das ist Alles nichts.“ —

„Nun, ich werde einmal Umschau halten, es eilt Ihnen wohl nicht so sehr, Herr Heinrich?“

Herr Heinrich antwortete nichts. Es ärgerte ihn, daß die Frau so gar nicht begriff, worauf er hinaus wollte. Plötzlich sagte er, als ob er dem Gespräch eine andere Wendung geben wollte:

„Was macht denn eigentlich Dora? Ich habe sie lange nicht gesehen.“

„Wissen Sie nicht, daß sie schon seit einigen Tagen draußen auf dem Gute bei Dorns ist?“

„Und schon plagt Herrn Heinrich die Eifersucht?“

„Was will sie denn da draußen?“ fragte Herr Heinrich etwas schroff.“

„Nun, wir haben sie ein wenig hinausgeschickt. Das arme Ding hat hier ja so sehr wenig; — sagen Sie selbst!“

„Das ist aber gar kein rechter Umgang für Dora“ — entschied der Apotheker so merkwürdig kurz und bestimmt, daß Frau Paulsen in eine etwas empfindliche Stimmung gerieth.“

„Wieso? Bitte“ —

„Wieso? Der junge Dorn ist bekanntlich ein starker Lebemann, und die Gesellschaft, die sich in dem Hause der Familie findet, ist immer etwas eigenthümlicher Art. Jedenfalls ist's kein passender Aufenthalt für ein junges Mädchen.“

„Ich glaube doch, daß Sie etwas hart urtheilen. Es ist ein lebenslustiges Völkchen, aber ich habe nie —“

„Und ich sage Ihnen, daß es so ist —“ platzte Herr Heinrich, alle Gegenreden abschneidend, kurz und unhöflich heraus.“

„Frau Paulsen schwieg und zupfte an ihren Handschuhen, ja, sie war so erregt, daß sie nicht zu sprechen vermochte. Er war doch bisweilen ein ganz unerträglicher Mensch, dieser Hein-

rich! „Wann kommt Dora zurück?“ hub der Apotheker nach einer Pause an.

„Es ist noch nicht bestimmt. Vielleicht nach einigen Wochen.“ Den Nachsatz fügte Frau Paulsen absichtlich hinzu, obgleich Dora jeden Tag erwartet wurde.

Herr Heinrich ging wortlos seinen Weg. Endlich aber sagte er: „Wie alt ist Dora eigentlich? Siebzehn, nicht wahr?“

„Ja bald! Nächstens ist ihr Geburtstag, dann wird sie siebzehn.“ —

„Hm! Wie die Zeit geht. Also bald im heirathsfähigen Alter.“ Herr Heinrich guckte bei Seite, er sagte das ganz gleichgiltig, aber der Frau, mit der er sprach, fielen plötzlich die Schuppen von den Augen. Sollte er wirklich? Aber nein! Unmöglich! Der Sache mußte sie auf den Grund kommen. Sie sagte deshalb:

„Dora heirathen? Wo denken Sie hin, sie ist ja noch ein halbes Kind.“

„Ganz wohl, aber in ein, zwei Jahren“ — tastete Herr Heinrich weiter.

Frau Paulsen schwoll das Herz, aber doch nur einen Augenblick. Dora, die Frau von Herrn Heinrich? Was würde die Welt sagen?

„Auch das ist noch zu früh! Und im Uebrigen ist's fast müßig, darüber zu reden. Hier giebt's ja keine Parthien. Die beiden Amtsgerichts-Referendare? Unser junger Senator? Vetzteres wäre nicht einmal wünschenswerth.“

Als Frau Paulsen dies sagte, bog sie gerade mit Herrn Heinrich um eine Ecke. Eines der Gartengrundstücke, die den Weg begrenzen, bildete ein tiefes Dreieck.

Hier stand eine Ruhebank. Es war recht heimlich, wie gemacht für ein vertrauliches Gespräch. Und in der That fand Heinrich den Muth, auszusprechen, was ihm auf der Zunge brannte, denn er sagte plötzlich ohne Uebergang:

„Wollen Sie mir Dora zur Frau geben, liebe Freundin?“

Also richtig! Frau Paulsen stand doch das Herz einen Augenblick still.

„Sie scherzen wohl, lieber Heinrich.“

„Durchaus nicht! Sie sagten, Sie wollten mir behülflich sein, eine passende Parthie zu finden. Wir haben eine, geben Sie mir Dora!“

„Es geht nicht, bester Freund, das Ding ist noch zu jung.“

„Ich kann warten“ —

„Ganz gut, aber wer kann für ein junges Mädchenherz einstehen?“

„Also wenn sie will? Sie haben nichts dagegen?“

„Nun, es ist ja noch nicht so weit. — Ihr Antrag kommt so plötzlich. Ich will's mit meinem Mann besprechen, lieber Heinrich“, wehrte die Doktorin ab.

„Gut! Ich werde auch mit ihm reden. Und wenn er, wie ich hoffe, nichts einzuwenden hat, dann werde ich in Jahr und Tag — Ihr Schwiegersohn. — Schlagen Sie ein, liebe Freundin!“

Noch einen Augenblick zögerte Frau Paulsen, aber sie dachte an Herrn Heinrichs Reichthum und fand die Sache doch der Ueberlegung werth. Sie faßte daher die dargebotene Hand. Freilich, wenn er ein dürftiger Junggeselle gewesen wäre, um Alles in der Welt nicht. — Aber das Geld, das liebe Geld! So war es doch am Ende nicht ganz zurückzuweisen. —

Im achten Kapitel wird über Doras Zukunft entschieden. Der in Baarem fast gänzlich defekte Herr Kreisphysikus meldet sich eines Morgens bei Apotheker Heinrich, um ihm mitzutheilen, daß er vor 4 Jahren für einen Bruder seiner Frau gutgesagt habe und ihm nun von den Gläubigern desselben die lakonische Mittheilung zugegangen sei, ungesäumt zu zahlen.

Auch hier nun zeigt sich uns der Apotheker wiederum als ein kühl berechnender, sein Ziel stets im Auge haltender Geschäftsmann.

Er weiß, daß das Kapital verloren ist. Deshalb ist ihm die Sache äußerst ungelegen.

Schließlich aber läßt er sich herbei, mit den Gläubigern zu unterhandeln, die Bürgschaft für den richtigen Eingang der vom Kreisphysikus zu leistenden jährlichen Abzahlungen zu übernehmen, handelt von der Schuldsomme richtig 50% ab und als Preis seiner Bemühungen fordert er — Dora!

Wir wollen voraus bemerken, daß Dora trotz aller Herzenskämpfe und Seelenmarter, ja, trotzdem sie ihr Herz inzwischen an einen zu Besuch anwesenden Vetter verschenkt hat, nachdem sie erfahren, daß Heinrich ihre Eltern vor dem Ruin geschützt hat, Frau Apothekerin wird.

Ehe ich nun die scheußlichen oft geradezu teuflischen Reden und Handlungen, mit welchen der Apotheker langsam die nunmehr Errungene zu Grunde zu richten weiß, widerstrebend wiedergebe, sei einer mindestens ebenso widerlichen Scene Erwähnung gethan, deren Vorkommen im wirklichen Leben ich leider nicht leicht hin von der Hand zu weisen vermag, da ich selbst als Augenzeuge etwas ähnliches von einem Kollegen erlebt habe und dies zu den trübsten Erinnerungen meiner Vergangenheit gehört.

Apotheker Heinrich schildert dieses außerordentliche Ereigniß dem Kreisphysikus und seiner Gemahlin folgendermaßen:

„Es war mir schon“, sagte der Apotheker mit seiner gewohnten überlegenen Ruhe — „seit längerer Zeit aufgefallen, daß sich ein sehr geringer Betrag in meiner Tageskasse befand, und es stand fest bei mir, daß ich bestohlen würde.“

„Anfänglich richtete sich mein Verdacht auf den neuen Lehrling, und ich sondirte diesen in geeigneter Weise. Der Bursche blieb aber bei den verschiedenen an ihn gestellten Fragen so unbefangen und begriff so wenig, worauf ich eigentlich hinaus wollte, daß er der Schuldige nicht sein konnte.“

„Mein Hausdiener Jakob betrat nur Morgens beim Reinmachen allein die Apotheke. Um diese Zeit befand sich aber Geld in der Ladentasse überhaupt nicht, da mein Gehülfe den Bestand jeden Abend vorm Verlassen des Komptoirs hier einzuschließen hat. Es blieb also nur Schube noch, denn ein Hausdieb mußte es sein. Ich begann nun meine Operation damit, daß ich den Lehrling fortsandte und ein auffallend gefärbtes Stück Papier auf den Rezeptirtisch legte. Es standen in verstellter Handschrift die Worte darauf: „Was verdient derjenige, der seines Herrn Vertrauen mißbraucht?“ Eine Absichtlichkeit schien hierbei ausgeschlossen, weil ich das Papier zusammengeknittert hatte, als ob's zum Einwickeln benutzt sei.“

„Als Schubye, der im Laboratorium beschäftigt gewesen war, zurückkehrte, beobachtete ich ihn versteckt durch die Scheibe meines Komptoirs. Wirklich ging derselbe in gehoffter Weise in die Falle. Er nahm das Blatt an sich, befaß es einen Augenblick, wollte es bei Seite legen und faltete es dann doch auseinander.“

„Nun beobachtete ich gespannt, was folgte. Er las den Satz, der mit großen Buchstaben geschrieben war, sah sich ängstlich um, spähete, ob ich vom Nebenzimmer ihn betrachte, wollte schon nachsehen, besann sich aber wieder und studirte jetzt abermals, und zwar versteckter als vorher, den Inhalt. Nun starnte er eine Weile, mit dem Rücken gegen den Rezeptirtisch gelehnt, vor sich hin, glättete endlich das Papier, legte es in gleiche Falten und verbarg es in der Seitentasche seines Rockes. Nachdem dies geschehen, machte er eine Bewegung gegen mein Zimmer. — Ich eilte rasch an mein Pult und ließ mich, eifrig schreibend, an demselben nieder. In der That öffnete Schubye die Thür und that eine Frage wegen eines Dekokts.“

„Ich antwortete ihm unbefangen und ließ ihn zurücktreten, dann aber — und in diesem Augenblicke kehrte der Lehrling auch zurück — rief ich ihn abermals herbei, schloß hinter uns ab und sagte ohne Uebergang:

„Schubye! Glauben Sie, daß der da drinnen“ — ich wies in der Richtung nach dem eben Eingetretenen — „ehrlich ist?“

„Wie so, Herr Heinrich?“

„Haben Sie denn nichts bemerkt?“

„Bemerkt? Nein! das heißt, ich verstehe nicht.“

„Glauben Sie nicht, daß Julius mitunter in die Kasse greift, um sich einen vergnügten Abend zu machen? Es beschäftigt mich schon lange, daß unsere Tageseinnahme so gering ist. Bestohlen werden wir, das steht außer allem Zweifel! Haben Sie gar nichts bemerkt? Haben Sie Niemanden in Verdacht?“

„Da nun Schubye sah, daß Alles entdeckt war, zuckte er die Achseln, nahm eine andere Miene an und sagte:

„Ich kann nicht leugnen, daß es mir allerdings auch aufgefallen ist, daß Julius in Kleidung und sonstigen Ausgaben“ —

„Ich unterbrach ihn nun und sagte, als ob ich von der Sache zunächst abstehen wolle:

„Begleiten Sie mich doch einmal auf Ihr Zimmer, Schubye!“

„Auf mein Zimmer, Herr Heinrich?“ fragte er unsicher.

„Jawohl! kommen Sie!“

„Als wir oben angelangt waren, schloß ich die Thür ab. Er sah mich mit schlecht unterdrückter Angst an, sagte aber nichts.“

„Ich bin mit Ihnen hier heraufgegangen, weil ich wünsche, daß Sie zum Beweise Ihrer Unschuld Ihre Kommode öffnen.“

„Herr Heinrich!“ rief er, während furchtbare Blässe seine Wangen färbte.“

„Ich aber fuhr ruhig fort und sagte:

„Wenn Sie aber schuldig sein sollten, möchte ich wenigstens doch dasjenige von dem gestohlenen Gelde retten, was noch vorhanden ist.“ — Und dann in verändertem Tone:

„Gestehen Sie sofort, wenn Sie der Thäter sind, ich rathe es Ihnen wegen der Folgen. In jedem Fall aber öffnen Sie.“

„Noch behielten Furcht und Trotz die Oberhand, und in der That ergriff er das Schlüsselbund und schloß seine Kommode auf.“

„Schubye!“ rief ich, „bedenken Sie, was ich Ihnen als Alternative stellte! Ich gebe Ihnen noch einige Minuten Zeit!“

„Ich ging an's Fenster, schaute hinaus und wartete. Eine längere Pause entstand.“

„Endlich flüsterte er in furchtbarer Zerknirschung: „Herr Heinrich, ich that sonst meine Pflicht. Machen Sie mich nicht unglücklich!“

„Gut! Sie gestehen also,“ sagte ich, mich umwendend.

„Seit wann haben Sie Gelder aus der Kasse entwendet?“

„Er dachte nach, oder er scheute sich vor der Antwort.“

„Nur völliges Bekennen rettet Sie vor der Anzeige!“ fuhr ich fort.“

„Seit August fortging —“

„Weshalb gerade seit Augusts Entfernung?“ fragte ich, von dem Verdacht beherrscht, daß Schubye und jener unter einer Decke gesteckt hätten.“

„August war mit dem Taschengelde, das er, wie Sie wissen, von seiner Tante erhielt, sehr sparsam und ließ mir mitunter einige Thaler,“ stöhnte Schubye völlig niedergebeugt, „ich konnte

nie recht auskommen. Als dieser fort war, entnahm ich Geld aus der Kasse und gab's wieder zurück. Aber dann" —

"Aber dann?"

"Ja, dann kam ich immer weiter. Ich verlor mehrere Mal beim Kartenspiel und — und —"

"Und?"

"Und vermochte die Summe nicht zu ersetzen —"

"Wie war's denn möglich, daß Sie sich mit August in solcher Weise überwarfen? Er that Ihnen Gutes und Sie vergalteten es durch Ohrenbläserei und Verleumdung?"

"Wie hoch schätzen Sie den Betrag, um den Sie mich im Laufe dieser Zeit bestohlen haben?"

"Er nannte zitternd eine Summe, vor deren Höhe ich erschraf."

"Elender Mensch! Sie verdienen keine Nachsicht, Kreaturen wie Sie —"

"Aber er ließ mich nicht ausreden, fiel vor mir nieder und rief:

"Ich schwöre bei dem Andenken an meine guten Eltern, die ehrliche und brave Leute waren, daß ich die Summe, die sich heute in meinem Pult befindet, benutzen wollte, um das entwendete Geld zurückzuerwerben."

"Nun gut, angenommen, daß dem so ist, wie dachten Sie sich dann die Rückgabe? Hunderte konnten Sie doch nicht auf's Mal in die Tageskasse legen?!"

"Ich wollte Ihnen das Geld senden, später, wenn ich einmal in einer anderen Lebensstellung wäre und mir gleichzeitig Ihre Verzeihung einholen."

"Schön! Halten wir das auch fest. Sie bescheinigen mir schriftlich, daß Sie mir so und so viel entwendet haben, und verpflichten sich sowohl zur allmählichen Abtragung des Kapitals als auch zur Zahlung von jährlich 4 Prozent Zinsen. Bleiben diese Zahlungen aus, so steht es in meinem Belieben, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Schreiben Sie gleich, was ich Ihnen diktire. Morgen verlassen Sie bereits mein Haus!"

"Und das Zeugniß?" fragte der zerknirschte Mensch.

"Ein Zeugniß erhalten Sie von mir überhaupt nicht. Wünschen Sie trotzdem eins, so steht die Veranlassung der Kündigung darin. — Wie Sie das machen, ist Ihre Sache! Ich

biere meine Hand nicht dazu, Sie meinen Kollegen als einen ehrlichen Mann zu empfehlen. Das läge aber schon in dem Verschweigen Ihrer Schuld." Er lieferte mir nun das Geld aus, versprach, seinen Verpflichtungen prompt nachzukommen, und reiste am nächsten Tage ab. Zufälliger Weise hatte ich sogleich einen Ersatz."

Auf die Frage des Kreisphysikus: „Hätten Sie den Menschen nicht anzeigen müssen, Heinrich?" erwidert dieser in seiner eisernen Kälte, diesmal die Eitelkeit über die Klugheit setzend:

„Ich verdiene mir mein Geld nicht, um es in solcher Weise zu verlieren. Da ich den Menschen immer in der Hand behalte, konnte ich ihn ruhig laufen lassen und komme auf diese Art vielleicht einmal wieder zu meinem Gelde, das gewiß unwiderbringlich verloren gewesen wäre, wenn ich ihn dem Gerichte überliefert hätte. Und ich wollte ihm den Weg nicht abschneiden, wieder ein ehrlicher Mensch zu werden,“ setzte er in seiner üblichen, den Biedermann heuchelnden Weise hinzu.

Werfen wir nunmehr einen Blick in das Eheleben des jungen Paares. Seit reichlich einem Jahre waren Heinrich und Dora bereits verheirathet, und Alles ging scheinbar am Schnürchen. Aber eben nur scheinbar! Bisweilen war das Mittagessen nicht besonders gelungen. Herr Heinrich legte die Gabel hin, stocherte (wenn ihr Mann nur nicht stets in den Zähnen stochern wollte!) und sagte kurz auf die Frage:

„Schmeckt es Dir nicht? Bist Du schon satt?“ „Ich danke, ich habe genug!“

Sie forschte dann in seinem Gesicht, sie fand immer denselben unbeweglichen Ausdruck darin. Die Vorwürfe kamen nie unmittelbar. Er speicherte gleichsam auf, was er zu tadeln hatte, und dann gab er es stets mit Nadelspitzen.

„Es war gut gestern bei Michelsens“ — hub Dora an.

„Nun eben, die junge Frau ist erzogen, sie hat was gelernt. Sie versteht etwas von der Küche.“ — Das Wort „versteht“ ward betont. Es hieß: „Du junge Gans verstehst es eben nicht.“

„Ist es eine Vorschrift des Miethkontrakts, daß Vene stets die Eimer mitten vor die Treppe stellen muß, so daß ein Zer-

brechen der Schienbeine unvermeidlich, oder fehlt Dir die Zeit, die Mädchen in einer Sache anzuhalten, die ich schon oft gerügt habe?"

"Nein, im Miethkontrakt steht es nicht", erwiderte Dora dann wohl, ging hinaus und weinte sich im Schlafzimmer aus. Und doch war sie gar keine sentimentale Natur, kaum einmal empfindlich mehr, wie sie es früher gewesen.

Ja, wenn's mit Rügen und Tadeln abgethan gewesen wäre! Nein, er leitete aus einem Versehen, aus einem Fehler, über den er Aerger empfand, gleich die Unfähigkeit für Alles ab. Sie verstand nichts, gar nichts, es gab nur Mängel! Pflichttreue, Häuslichkeit, Fleiß, Geduld, Sittsamkeit und Sanftmuth, alle Tugenden des Herzens waren nichts!

Der Pudding in einer seiner Gesellschaften war angebrannt! Folglich, die Heirath mit dieser Frau war ein Irrthum!

Im ersten Jahre ihrer Ehe war er ihr nicht sonderlich aufmerksam, aber gelassen freundlich begegnet. Er schulmeisterete, war oft mürrisch, aber niemals roh. Noch wirkte die Bewunderung, die man der jungen, hübschen Frau zollte, nach. Als sie aber immer ernster und ernster ward, wenig sprach, sich nie vordrängte und deshalb auch weniger Beachtung fand, verblassten allmählich die Farben ihrer Vorzüge. Aus verletzter Eitelkeit entstand Gleichgültigkeit und endlich Mißachtung bei Heinrich. Jetzt kam sein eigentlicher Charakter zum Vorschein.

Nur wenn sie einmal wieder gefiel, wenn dem Apotheker dies in lebhaften Worten entgegengetragen ward, raffte er sich auf und legte ein freundliches Benehmen an den Tag.

Wenn man sie ihm beneidete, dann stieg ihr Werth, den er nicht einmal ahnte. Er wollte eine Frau, mit der er glänzen konnte, die zu seiner Verfügung war, wenn es ihm paßte, die keinerlei Rücksicht von ihm verlangte, namentlich nicht diejenige einer zarteren Aufmerksamkeit, von der er aber eine jegliche, selbst die auf seine unberechenbaren Stimmungen, beanspruchte. Sie sollte sein Haus in Ordnung halten, auf den Glockenschlag für alle seine Launen zur Hand sein, seinem verwöhnten Gaumen das untadelhaft Beste vorsetzen, und — obgleich er selten Abends zu Hause war — ihm ein warmes, behagliches Heim bereiten.

„Er wüßte nicht, was er mit ihr sprechen sollte!“ — hatte er ihr eines Tages gesagt. Sie habe ja gar keine Interessen. Sie schlafe, körperlich und geistig, den ganzen Tag. Es sei unfassbar, wie sie sich zu ihrem Nachtheil verändert habe. „Früher warst Du frisch, lebendig, voll Interesse für Alles, liebenswürdig, heiter und zuvorkommend; heute, nach kaum 2 Jahren unserer Ehe, bist Du wie eine alte Frau. Du hattest früher eine Maske vor!“ spottete er. So zerriß er ihr Herz und folterte sie jeden Tag.

Einige Zeit später tritt Heinrich gerade in's Zimmer, als seine Frau im Begriff ist, bei einem Schauspieler auf 3 Duzend Billets für das soeben eröffnete Theater zu abonniren. Apotheker Heinrich erklärt, 1½ Duzend seien völlig genügend, und führt in Gegenwart des Fremden eine unerquickliche Scene herbei. Die junge Frau besinnt sich nach dem Fortgange des Schauspielers und sagt zaghaft: „Der arme Mensch that mir so leid.“

„Natürlich!“ braust da Herr Heinrich abermals auf. „Du wirfst nächstens noch das Haus und die Apotheke dazu verschenken. Es ist unglaublich, wie Du darauf loswirthschaftest. Und so sinnlose Geschichten, so kindische Dinge!“

Er seufzte hörbar auf nach dieser Rede, als ob er sagen wollte: „Gott, ist diese Frau eine unangenehme Zugabe zum Leben. Nichts als Thorheiten!“ — Und ohne ihre Antwort abzuwarten, schob er mit heftiger Bewegung einen Stuhl an den Tisch und blickte in die Zeitung.

„Kommen Deine Eltern heut Abend?“ sagte er nach einer Pause.

Keine Antwort.

„Nun?“ wiederholte er, immer noch mit Lesen beschäftigt, und ohne aufzusehen.

Abermals erfolgte nichts.

Heinrich ließ das Wochenblatt auf's Knie gleiten, wandte den Oberkörper und blickte hinter sich in den matt erleuchteten Raum.

„Ich fragte, ob Deine Eltern heute Abend kämen. Hörst Du nicht?“

Ein leises Schluchzen drang aus der dunklen Ecke am Fenster

hervor. Aber das rührte den Mann nicht, im Gegentheil, das reizte ihn.

„Ich denke, Du könntest antworten, wenn ich Dich etwas frage —“

„Ja, — sie — kommen.“

Es war beängstigend still im Zimmer. Nur das Knittern der Zeitung, nur mühsam unterdrückte Laute, die einer bedrückten Seele entquollen, unterbrachen die unheimliche Ruhe.

„Wenn diese Sentimentalitäten so weitergehen, ist ein — ein — Zusammenleben überhaupt unmöglich! Entweder Du nimmst Dich zusammen und giebst Deine thörichten Albernheiten auf, Du änderst Dich, oder — oder —“

Er sprach nicht aus, er schlug die Zeitung um, rückte ungeduldig mit dem Stuhle, setzte sich diesmal seitwärts an den Tisch und schlug die Beine übereinander: Nach den letzten Worten hatte die junge Frau das Haupt erhoben und sah mit flammendem Blick zu dem Sprechenden hinüber. Ihr Herz klopfte; die Thränen waren versiegt, aber es tobte durch ihr Inneres. Ein unnennbarer Ekel erfaßte sie. Da saß er vor ihr, dieser kalte Mensch mit seiner hageren Gestalt, mit seinen langen Beinen, in der pedantisch, fast lächerlich gehaltenen Kleidung, mit dem karrirten Schlips und den hohen Vatermördern, mit diesem dünkelfaften, erbarmungslosen Ausdruck im Gesicht, da saß er, als die Summe alles dessen, was für sie die Natur Abstoßendes an einem Menschen geschaffen hatte. — Sie hätte, um das heiße Drängen ihrer Seele zu dämpfen, aufspringen und ihn erwürgen mögen, aber sie schwieg und bezwang ihr bebendes Herz. Sie gedachte ihrer Eltern, sie erinnerte sich immer wieder eines einzigen Vorfalls und sagte, jede Regung eines Widerstandes in sich niederkämpfend, sanft, willfährig und mit leisem Schritt das Zimmer verlassend:

„Ich hörte, was Du sagtest. Ich will mir Mühe geben, mich zu ändern, wo ich meine Fehler erkenne.“ — — —

Wenden wir uns nun der letzten Scene, eine der empörendsten, welche Dora mit ihrem Manne vor ihrem jähen Ende durchzukämpfen hatte, zu.

Bei Heinrichs sollte Gesellschaft sein. Als der Apotheker

am nächsten Morgen vom Kaffee aufstand, sagte Dora nach kurzem Kampf:

„Du hast doch nichts dagegen, wenn ich die Doktorin Kordes einlade? Gestern war sie bei Schüblers. Es war schon recht peinlich —“

„Was war recht peinlich?“ erwiderte der Apotheker in seinem insolentesten Tone und schnitt sich die Spitze einer Cigarre ab.

Nein, etwas Selbstverständliches noch näher erklären wollte Dora nicht! Bei dem ersten Worte Ihres Mannes schwoll es schon in ihr auf. Sie übergang deshalb die Frage und wiederholte kurz und tonlos: „Ich werde sie zu Tisch bitten und sie auch auffordern, den übrigen Theil des Tages zu bleiben, damit sie ihrem Sohne Gesellschaft leisten kann. Ist's Dir also genehm?“

„Du beantwortest meine Frage nicht. Man antwortet doch!“

„Nun ja, freilich, man antwortet doch!“ erwiderte Dora und sah ihrem Manne fest in's Auge. „Ich fragte deutlich, ob ich die Frau einladen solle, im Uebrigen in meinen Augen etwas Selbstverständliches, und bitte nur um ein „nein“ oder „ja“. Wie der Zusatz zu deuten, weißt Du sehr wohl. Solche Examinationen sind überflüssig, ja verletzend, und ich wünsche, mich ferner solchen nicht auszusetzen.“

In dem Gesicht des Apothekers trat eine furchtbare Veränderung ein. Neuerdings sah und behandelte seine Frau die Dinge, wie sie waren. Sie nahm die Logik zur Hand, um ihn zu widerlegen; er fühlte, daß sie ihn nicht nur durchschaute, sondern den vollen Muth hatte, ihm entgegenzutreten. Sie deckte rücksichtslos sein Inneres auf und entkleidete ihn erbarmungslos der Göttlichkeit, mit der er sich bisher umgeben. So furchtbar wirkte die verletzte Eitelkeit, so rasend bäumte es sich in dem Manne auf gegen das junge Geschöpf, das es wagte, ihn solchergestalt sogar zu schulmeistern, daß er einige Schritte vorwärts sprang und die Hand erhob. Ah! — Wie ein roher Proletarier wollte er sie bereits züchtigen! So weit war es gekommen! Aber in dem Busen des gequälten Weibes jagten sich die Blitze der Empörung und mit einem raschen Schritte sich gegen ihn auflehrend, rief sie:

„Wage es, Heinrich, mich zu berühren, und ich schreie es über die Dächer, welch ein elender Mensch Du bist — —“

Raum hatte sie dieses Wort gesprochen, als der Apotheker mit seiner langen Gestalt über sie herfiel, ihren Arm ergriff und sie zu seinen Füßen niederstieß. Und als sie hilferufend aufkreischte, beugte er sich hinab und drückte seine großen, knöchernen Finger auf ihren Mund. —

Seine Beine schlotterten, der Schweiß rieselte von seiner Stirn, sein Athem ging wie der Hauch aus eines Raubthieres Schlund, und die Augen traten in besinnungsloser Leidenschaft aus den Höhlen.

Dora richtete sich mühsam empor, klammerte sich an den Tisch und stand aufrecht da. Es war, als ob eine Leiche lebendig geworden und ihren Mörder mit den Blicken durchbohren wolle. Ihre Hände ballten sich, ihre Brust wogte, wie wenn der Athem hier vergeblich einen Ausweg suche, und in ihrem Blick lag ein Haß, der grauenerregend auf den Apotheker wirkte. Endlich gewann sie ihre Kraft wieder, und während er erschrak vor diesem Uebermaß der Leidenschaft, lief sie an's Fenster, riß es auf und schrie ihm mit heiserer Stimme zu:

„Verlasse jetzt das Zimmer, in dem Du meine Ehre schändetest, oder, bei Gott, ich stürze —“

Einen Augenblick flog eisiger Schauer durch die Seele des Mannes. Er wandte sich zum Gehen. Aber auch jetzt sollte sie nicht das letzte Wort behalten. Indem er die Hand an den Drücker der Thür legte und diese absichtlich langsam und zur Bestätigung seiner Unempfindlichkeit gegen ihre Worte öffnete, maß er sein Weib mit höhnischem Ausdruck in den Mienen und verließ, in einem empörend wegwerfenden Tone das Wort: „Komödiantin“ ihr zuschleudernd, das Gemach.

Fassen wir uns nunmehr kurz. Herr Heinrich weiß die Schraube seines systematisch verruchten Treibens immer fester anzuziehen:

„Ich verabscheue, ich hasse Heinrich“, gesteht uns Dora in ihrem Tagebuche. „Aber dieser Haß entsprang nicht aus dem Groll, daß er mein junges Leben vernichtete; er entstand und wird genährt durch den Anblick der scheußlichen Maske, mit

welcher er in der Welt umhergeht. Er heuchelt den gerechten und ehrenwerthen Mann und ist ein Schurke, wenn er gleich nicht stahl und mordete."

Es reißt nunmehr der Entschluß in Doras Herzen, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen; der Himmel wollte es anders.

Bei einem Schützenfeste geschieht es plötzlich, daß Dora blind wird. Die Kälte in der Brauerei-Kellerei ist ihr auf die Augen gefallen. Stockblind — sie kann nichts sehen. Der schwarze Staar, wie Dr. Schübeler sagt.

Und Herr Heinrich? — Er hatte es nicht einmal über sich gewinnen können, dem geknickten Menschenkinde auch nur ein Trosteswort zu sagen.

Muß es uns nicht wie mit Messern in das Herz schneiden bei den Worten des Apothekers: „Das hat gerade noch gefehlt, eine solche Geschichte! Das konnte auch nur Dir passiren! . . .“

Es ist uns allzu begreiflich, daß der Gedanke, diesem entsetzlichen Leben ein jähes Ende zu bereiten, immer näher an die unglückliche Frau herantrat. Und so kommt der dunkle Schluß, welcher für Dora das Beste, die Erlösung von allem Weh, bedeutet. Bei einer Wasserparthie weiß die Blinde ein Boot zu ertasten, fährt auf die wellige Bahn hinaus und opfert ihr Leben dem nassen Elemente.

„Was die Welt bisher leise geflüstert hatte“, heißt es zum Schluß, „was in seiner Bedeutung nicht an's Tageslicht getreten war, weil die edle Dulderin gegen Fremde niemals eine Klage über ihre Rippen brachte, ward nun laut erzählt, wuchs an zu einem allgemein verbreiteten Gerücht und verwandelte sich zuletzt bei allen Gutgesinnten in Empörung.“

Heinrich war der Mörder dieser Frau, der Niemand im Leben näher getreten war, ohne sie zu schätzen und zu lieben, und deren Werth nun, nachdem sie nicht mehr unter den Lebenden weilte, Jedem erst zum vollen Bewußtsein gekommen war.

Die öffentliche Meinung trotzte sich auf gegen diesen herzlosen Schurken in der Apotheke. Hestige Stimmen, laute und versteckte Drohungen erhoben sich, und diese wurden so allgemein, daß von einer Wahl zum Bürgermeister nicht mehr die Rede war.

Glitsch rieth dem Apotheker sogar, eine schwere Erkrankung vorzuschützen und dem Leichenbegängnisse fernzubleiben.

Wenige Wochen später kam der Verkauf des Hauses und der Apotheke zu Stande, und der bisherige Besitzer verschwand aus Cappeln, ohne Abschied zu nehmen. — —

Nun Gott sei Dank: Schluß! Wir müssen den Apotheker Heinrich hinnehmen, wie ihn uns Heiberg im Geiste geschaffen, können ihm aber für diese Geburt seiner Phantasie nicht gerade dankbar sein. —

Damit es, wie man zu sagen pflegt, ein Aufpußen ist, wollen wir an dieser Stelle auch gleich den im Jahre 1879 in der Kölnischen Zeitung erschienenen Roman: „Die Gräfin und ihre Diener“ von D. Müller erwähnen, in dem uns nach berühmtem Muster ebenfalls ein Sonderling von Apotheker, wenn auch harmloser Natur, vorgeführt wird. Es heißt dort:

„Die Bewohner des Hauses zum Pelikan gehörten eigentlich, was ihren Stand anbelangte, in ein besseres Stadtquartier, und der ehemalige Apotheker Jhrig und seine beiden Töchter Manny und Käthchen hatten gewiß einmal glücklichere Tage gesehen, ehe sie aus einem entfernten Landestheil hierher in die Residenz zogen, wenn auch ihre jetzige häusliche Lebensweise noch immer einen Wohlstand verrieth, dessen sich keiner ihrer Nachbarn zu erfreuen hatte. Ja, im Grunde war es eigentlich nur die Lage ihrer Wohnung im ärmsten und verrufensten Stadttheil, was sie von anderen Honoratioren unterschied, da sie sogar eine alte, sehr reinlich gekleidete Köchin hatten, die nie ohne einen gefüllten Marktkorb von ihren Kaufgängen heimkehrte, und da außerdem auch die Toiletten der beiden Demoiselles Jhrig immer so modisch und geschmackvoll waren, wie die anderer feiner, junger Damen, denen man die Hofraths- und Regierungsrathstöchter schon von Weitem ansah.“

„Freilich, den alten Herrn Jhrig mit seinem eisgrauen struppichten Bart und in seinem altfränkischen, schlotterigen, russischgrünen Rock mit dem steifen Kummeltragen, über den ihm die greisen Haare in langen dünnen Strängen herabhingen, hätte man eher für einen mit alten Kleidern und Möbeln

handelnden Trödler und Aukäufer, als für einen den besseren Ständen angehörenden Mann halten können, wäre nicht der ganze Eindruck seiner Persönlichkeit der eines menschen scheuen Sonderlings von höchst unfreundlicher Gemüthsart gewesen, welcher jeden Kaufliebhaber durch sein finsternes Wesen abgeschreckt hätte."

"Nur selten kam er aus seinem alten Bau heraus, um dann mit seiner einer eilenden Flucht gleichenden Gangart durch die Gassen zu laufen, wobei er unter den buschigen Brauen hervor scheue Blicke nach rechts und links warf. Seine ganze Erscheinung war die eines Menschen, dem die Welt einen rechten Poffen gespielt hat. Gegen ihn stachen seine beiden schönen Töchter etwa ab, wie ein paar junge, zierliche Goldamseln gegen eine alte Schleiereule."

Der „Pharmazeutische Generalanzeiger“ widmete damals der „Kölnischen Zeitung“ folgende Strafpredigt:

„Vor längerer Zeit wurde in irgend einem Fachblatte darauf hingewiesen, daß in Romanen und dergl. die Apotheker oft eine Rolle spielten, die dem Bildungsgrade und der sozialen Stellung der Apotheker keineswegs entspräche. Daß Winkel litteraten in völliger Unkenntniß über Bildung und Stellung der Apotheker sind, und daß dieselben gegen alles Mögliche und Unmögliche verstoßen, nur um einen Roman zusammenzustoßeln, darf weniger befremden. Daß aber die hochangesehene „Kölnische Zeitung“ einen Roman von Otto Müller bringt, worin bei jeder Gelegenheit der Apotheker nicht nur in Bezug auf seine Person, sondern auch bezüglich seines Standes mit einer Geringschätzung behandelt wird, wie ein hochmüthiger Schriftsteller sonst nur Häringkrämer und Schuster behandeln läßt, daß in genanntem Roman die Pharmazie „gemeiner Beruf“ genannt wird, daß endlich Otto Müller in Nr. 53 der „Kölnischen Zeitung“ eine in einen Sänger verliebte eifersüchtige Gräfin sagen läßt: „Sich so leichtsinnig an eine ganz gemeine Person wegzuwerfen, den eine Apothekerstochter, die ihn (den Sänger) vielleicht, der Himmel weiß durch welche geheime Reizmittel und Liebestränkchen aus ihres Vaters Sudelküche in sich verliebt gemacht hat“, dies sind Verunglimpfun-

gen eines sonst hochgeachteten Standes, die füglich ein „Weltblatt“ selbst in seinem Feuilleton nicht in die Welt schleudern darf. —h—“

Die „Kölnische Zeitung“ entschuldigte sich damit, daß der betr. Apotheker eben eine Ausnahme im pharmazeutischen Stande darstelle, und will dem „ehrenwerthen Apothekerstande“ unter keinen Umständen zu nahe treten. Doch lassen wir ihr selbst das Wort:

„Wir halten die Herren, welche uns dieses Artikelchen eingefandt, für viel zu vernünftig, als daß sie in diesen Schreier der Entrüstung einstimmen; sie haben es unzweifelhaft nur als Kuriosum zu unserer Kenntniß bringen wollen. Denn an der betreffenden Stelle des Feuilletons sind jene Worte ausdrücklich „der zornglühenden, in ihren leidenschaftlichen Affekten keinen Widerspruch ertragenden“ Gräfin in den Mund gelegt, während einige Zeilen weiter in demselben Zusammenhange noch zu lesen steht: so „schäumte die Wüthende mit einem hellen, klanglosen Aufschäumen“. Für die Ausbrüche einer wüthenden Eifersüchtigen, von der überdies an jener Stelle gesagt wird, daß sie „die heftigsten Verwünschungen, die bittersten Klagen ausstieß“, soll doch nicht die „Kölnische Zeitung“ aufkommen! Zum Ueberflus ist der in dem Feuilleton erwähnte Apotheker nichts weniger als ein charakteristischer Vertreter seines Standes, sondern wegen Verbrechens aus demselben ausgestoßen. Der Herr —h— meint doch nicht, daß es dem Romandichter versagt sein soll, einen unwürdigen Pharmazeuten seinen Lesern vorzuführen? In diesem Falle müßten wir ihm sagen, daß der Roman auf geschichtlichen Thatsachen beruht, die in der Mainiegegend recht wohl bekannt sind, und daß auch jener Apotheker eine geschichtliche Persönlichkeit ist. Wie, wenn nun alle Prinzen und Legationsräthe sich bei uns beschweren wollten, daß wir durch die Vorführung des Prinzen Erno und des Grafen Kyriß ihre bezüglichen Stände verschimpfirt hätten? Die „Kölnische Zeitung“ ist gewiß weit davon entfernt, den ehrenwerthen Apothekerstand zu verunglimpfen, und wir sind überzeugt, daß unsere zahlreichen Freunde in diesem Stande uns in dieser Beziehung das beste Zeugniß ausstellen und zugeben werden, daß die Straspredigt

des Herrn —h— nicht mit dem Gewichte eines Milligramms gegen uns in die Waagschale fallen kann."

Mag alles ganz gut und schön gesagt sein, aber warum, so fragen wir, wird so selten aus der Wirklichkeit geschöpft, und warum werden immer nur Ausnahmen und immer wieder Ausnahmen vorgeführt?

Kurz gedacht sei an dieser Stelle auch eines Kollegen, mit welchem uns Theophil Zolling, der bekannte Herausgeber und Leiter der "Gegenwart", in seinem Berliner Roman aus der Gesellschaft: "Der Klatsch" bekannt macht. Wir begegnen unserem Fachgenossen dort auf einem Empfangsabend im Salon des Dr. Brenndicke, des Herausgebers des "Illustrierten Merkur". Zolling charakterisirt ihn mit folgenden Worten:

"Hierauf versuchte sich ein ehemaliger Apotheker, der naturwissenschaftliche Mitarbeiter des "Illustrierten Merkur", dessen öde Berliner Anekdotensammlungen ein unverdientes Glück gemacht hatten, als Gedankenleser, und die jungen Damen stritten sich um das Vergnügen, sich von ihm die Augen verbinden zu lassen und ihn in alle Winkel zu führen. Dabei wählte der Schalk nur immer die hübschesten Damen, um an ihnen nach versteckten Nadeln herumzutasten"

Ein sonderbares Vergnügen, Herr Kollege!